

Missionsreise ins kirchliche Katastrophengebiet

Ostdeutschland gilt auch mehr als 25 Jahre nach der Wende noch immer als „verlorenes Land“ für die Kirchen. Es ist daher Zeit, über Sinn und Ziel von Mission neu nachzudeken – und davon auch in anderen Regionen wie etwa in Österreich zu lernen.

Angesichts einer, seiner Meinung nach, festgefahrenden Metaphysik forderte Immanuel Kant eine „Umänderung der Denkart“ und verglich diese mit der revolutionierenden Lösung des Kopernikus. Der hatte vorgeschlagen, die Plätze zu tauschen: aus den Himmelsbewegungen Stillstand und aus der stillstehenden Erde einen sich drehenden Beobachter zu machen.

Vielleicht sind wir kirchlicherseits zu einer solchen kopernikanischen Wende aufgefordert, wenn wir die geringen missionarischen Erfolge im säkularisierten Westeuropa betrachten, dem derzeitigen „Katastrophengebiet für die Kirchen“ (Peter L. Berger) – mit Schwerpunkt in Ostdeutschland und Böhmen. Papst Franziskus forderte die Kirche auf, an die Ränder zu gehen. Es wäre zu überlegen, ob nicht die Ränder eigentlich das Zentrum sind, während die Kirche am Rand steht. Das bedeutet, eine „Umänderung der Denkart“ im Blick auf die Mitgliederentwicklung zu versuchen. Wie könnte diesbezüglich eine kopernikanische Wende aussehen?

Mission wird weitgehend noch als eine Art Magnetismus verstanden („Christen einwerben“). Aber schon vom Wort her ist sie eigentlich zentrifugal („Sendung“) – impulsgebend, an- und aufregend. So „umgekehrt“ müsste sie explorativ, also erforschend, auftreten, wie ein in der englischen Literatur oft zitierter pädagogischer Grundsatz lautet: „To teach John Latin, it is not enough to know Latin; you have also to know John“ („Um John Latein beizubringen, reicht es nicht aus, Latein zu können, du musst auch

John kennen“). Kennt die christliche Mission ihren säkularen „John“ wirklich? Ist sie neugierig auf ihn?

Anständig ganz ohne Gott

Die Gottesfrage ist für diesen „John“ so uninteressant, dass man ihn kaum als Atheisten bezeichnen kann und ihn deshalb wahlweise zu den „Agnostikern“, „Konfessionslosen“ (mit Linda Woodhead: „Nones“) oder „religiös Indifferenten“ zählt. Inzwischen oft über Generationen entsprechend geprägt (die zuletzt Getauften, aber schon nicht mehr Konfirmierten oder Gefirmten sind in

Wer sich missionarisch in unübersichtliche Regionen begibt, ist auf Scouts – auf Pfadfinder – angewiesen. Man kann grob drei Gruppen benennen: *erstens* die Menschen, welche die Kirche selbst sendet – in die Krankenhäuser, Gefängnisse, Kasernen und die anderen Missionsgebiete. Sie sind unterwegs, um den Glauben vorzuschlagen („Proposer la foi“), wie es die französischen Bischöfe 1996 treffend formulierten. Ob dabei dann etwas für „die Kirche“ selbst herausspringt, ist nicht ihre, sondern Gottes Sache: „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben.“ (Mt 10,8)

Papst Franziskus forderte die Kirche auf, an die Ränder zu gehen. Es wäre zu überlegen, ob nicht die Ränder eigentlich das Zentrum sind, während die Kirche am Rand steht.

Ostdeutschland oft seine Großeltern), würde er selbst sich wahrscheinlich als „humanistisch“ oder „religionsfrei“ bezeichnen – wenn solche Differenzierungen überhaupt für ihn relevant sind.

Er wundert sich über diejenigen, die für ihre Lebensgestaltung immer noch einen Gott brauchen, demonstriert er doch, dass man auch ohne Gott anständig und sozial engagiert leben kann und existenzielle Krisen besteht. Dass es Religionen und Gläubige gibt, ist ihm aufgrund der täglichen Nachrichten bekannt. Aber existenziell berührt ihn diese Thematik ebenso wenig, wie sich junge Leute von einer Reklame für Treppenlifts angesprochen fühlen.



Dr. Eberhard Tiefensee ist emeritierter Professor für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt.



Der Dom zu Erfurt – ein prächtiger Bau mitten in der Stadt, der inzwischen aber hauptsächlich Touristenattraktion ist. Ostdeutschland gilt als „verlorenes Land“ für die Kirchen, nirgendwo sonst ist die Zahl an Atheisten so hoch. Was kann man daraus lernen?

Kirchliche Pfadfinder

Kopernikanische Wende heißt hier, die Authentizitätsfrage zu stellen: „Würden wir es auch tun, wenn es uns nichts bringt?“ Die bisherige Gemeindegeseelsorge dient dann hauptsächlich der Zurüstung derer, die auf den Weg geschickt werden, wie die Schlussformel jeder Eucharistiefeier verdeutlicht: *Ite, missa est*. Entweder sollen sie den Scouts nachfolgen, die schon in den diversen Milieus und Problemzonen der pluralistischen Gesellschaft unterwegs sind, oder selbst die Ersten werden, die in die bisher unzugängliche *terra incognita* vordringen.

Für diese Territorien ist nun die zweite Gruppe wichtig. Es sind die Scouts, welche die Kirche ohne ausdrücklichen kirchlichen Sendungsauftrag verlassen haben, d. h. „ausgetreten“ oder „distanziert“ sind. Sie sind mehr oder weniger kirchlich sozialisiert (Religionsunterricht, Sakramente) – sogar wenn ihnen diese Vergangenheit zuweilen wie ein beschwerlicher Rucksack vorkommt, den sie am liebsten abwerfen würden.

Teresa von Avila hat sie schemenhaft zu sehen bekommen: „Selbst wenn also jemand den begonnenen Weg später wieder verlässt, würde er doch auf der kurzen Strecke, die er gegangen ist, so viel Licht gewinnen, dass er

damit in seinem künftigen Leben besser vorankäme. Je weiter er den Weg gegangen war, umso mehr Licht wird er nun haben. Kurz und gut, er darf sicher sein, dass es ihm auf keinen Fall schaden wird, den Weg des Beters begonnen zu haben, auch wenn er ihn wieder verlassen sollte. Denn das wirkliche Gute kann nie etwas Schlechtes bewirken.“ Könnten also nicht auch sie Gesendete sein: für und zusammen mit Ihm, dem großen Unbekannten und oft nicht Spürbaren, an ihrer Seite?

Gesendet ohne Wiederkehr

Auf jeden Fall siedeln die Scouts der zweiten Gruppe nun oft in solchen Regionen, in denen viele der zur ersten Gruppe Gehörenden nicht mehr oder noch nicht akzeptiert werden, weil diese ein schwer verständliches „Kirchisch“ sprechen – oder, um es drastisch zu sagen: noch zu sehr nach Weihrauch riechen. Jene aber sind dort inzwischen zu Hause und anerkannt. Schon einige wenige der so Ausgestreuten machen die vielen ins Leere laufenden Versuche der Kirche, „wieder Einfluss zu gewinnen“, wett, wenn sie – vom Evangelium immerhin „kontaminiert“ und sozusagen „undercover“ – Frucht bringen.

Die Kirche muss auch zu diesen Scouts Kontakt halten und darf sie keinesfalls abschrei-

ben: Sie muss deren Wissen abrufen, ihnen die Karten, auf denen ihre Wege, Sackgassen und Hindernisse verzeichnet sind, abfordern. Wahrscheinlich darf nicht „die Kirche“ als solche, sondern müssen Einzelne sie begleiten, ohne sie zu gängeln, müssen sie ermutigen und stärken und immer wieder auch einfühlsam auf Gefahren aufmerksam machen. Vielleicht kommen sie zurück – wahrscheinlich ist das allerdings nicht. Gesendet ohne Wiederkehr, verdeutlichen sie einen wichtigen biblischen Aspekt der Berufung: „Abraham, Moses, Petrus, Paulus ... keiner kehrte an seinen Ausgangspunkt zurück, ja er durfte es nicht.“ (Gen 24,8b) „Wie die Samenkörner, welcher der Sämann hinausschleudert, auch nicht zurückkehren. Und wenn die Zeit reif ist, muss die Kirche ihnen folgen.“

Offen für Fremdprophetien

Nicht zuletzt wäre die Kirche *drittens* wohl beraten, sich von jenen Scouts informieren zu lassen, die wie „John“ als „die anderen“ von außen auf sie zukommen – aus den Erfahrungsbereichen ihrer Kultur heraus. Ob mit offenem Visier oder ablehnend bis feindlich gesinnt, darf zunächst nicht irritieren, sind es doch oft die Fremdprophetien, welche die Kirche ihr Eigenes entdecken ließen (man denke an die Ökologie und besonders an die Menschenrechtsfrage).

Gerade hinsichtlich der gängigen Defizitunterstellungen bezüglich der Atheisten und Konfessionslosen wäre also ein Tausch der Plätze anzudenken: Was sagen sie uns – und Er durch sie –, was wir ohne sie nicht wissen können?